

Inhalt

Melanie Arndt, Margarethe Steinhausen	7
Vorwort	
Walentina Satschok	
Wir mussten völlig neu anfangen	13
Olga Lipskaja und Nikolai Lipski	
Die Behörden haben nur gelogen	20
Marina und Alexander Beltschenko	
Alle waren plötzlich weg	30
Alla Tscherneiko	
Was Mütter durchmachen, ist blanker Horror	35
Swetlana Nadschafowa	
Die dunkelste Zeit in meinem Leben	41
Andrei Drosdik	
Als ich Kinder hatte, begann ich nachzudenken	45
Natalja Starowoitowa	
Leben in Angst	50
Oleg Bondarenko	
Angeln im Schatten des Reaktors	55
Olga Tschirik, Jelena Baran und Cousine Natalja Fedosowa	
Wie nach einem Krieg	60
Tatjana Wyschiwanjuk	
Die Menschen sterben jung	66

Marina Klimenkowa Mit zwölf Jahren zum ersten Mal im Wald	72
Jelena Bagan Alles wurde vertuscht	76
Julija Gerasim und Leonid Grizenok Die Spezialisten zogen weg	82
Tatjana und Andrei Kosel Uns hielt nichts mehr in der Heimat	89
Anja Sakowskaja und Anatoli Sakowski Mit Schnaps gegen radioaktive Strahlung	96
Swetlana Roshkowa und Natalja Charanenko Unser Dorf wurde einfach vergraben	104
Marija Priluzkaja Meinem Sohn fielen plötzlich alle Haare aus	112
Ljudmila Supeewa Ein unsichtbarer Feind - Radioaktivität	116
Jekaterina Koroljowa Leben mit einem behinderten Sohn	123
Tatjana Awetisjan Hier fremd und dort fremd	129
Dietrich von Bodelschwingh Heim-statt Tschernobyl	133
Tschernobyl und die Folgen und Karte Über die Autorinnen	157 160

Vorwort

Als es am 11. März 2011 im japanischen Atomkraftwerk Fukushima in Folge eines Erdbebens und Tsunamis zum Ausfall der Kühlungssysteme kommt, rückt eine 25 Jahre zurückliegende atomare Katastrophe wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit, die fast vergessen schien: Der Reaktorunfall von Tschernobyl. Es waren Bilder von explodierten Reaktordächern, von Einsatzkräften in Schutzkleidung und mit Geigerzählern, die in vielen Ländern die Erinnerung an die bisher größte industrielle Katastrophe wieder aufleben ließ und für nachhaltige Verunsicherung sorgten. Bis zur Drucklegung des vorliegenden Bandes konnten Kraftwerksmitarbeiter und Feuerwehmannschaften unter Einsatz ihres Lebens den so genannten Super-GAU in Fukushima verhindern. Auch wenn das Containment, der schützende Mantel um den Reaktorkern, bis zu diesem Zeitpunkt gehalten und eine Explosion der Reaktorkerne verhindert hat, so wurden die Umgebung des Atomkraftwerkes in Fukushima und nicht zuletzt viele Einsatzkräfte erheblich erhöhter Strahlung ausgesetzt. Die langfristigen Folgen dieses zweiten großen Reaktorunfalls nach Tschernobyl für die Menschen in der Region sind noch nicht absehbar.

»Wir mussten völlig neu anfangen«, die 47-jährige Walentina Satschok spricht für unzählige Menschen, die nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl ihre Heimat verloren haben: Die Explosion von Block vier im Kernkraftwerk machte weite Landesteile in der Ukraine und im benachbarten Weißrussland unbewohnbar. Es war eine Katastrophe, die vor 25 Jahren inmitten ihres Lebensumfeldes passierte und die gemeinhin mit dem doppelten Superlativ des »Super-GAU« bezeichnet wird. Achtundzwanzig Menschen aus Weißrussland oder Belarus, wie das Land heute heißt, erzählen in dem vorliegenden Band, wie diese Katastrophe ihr Leben verändert hat.

Die Berichte handeln von der großen Unsicherheit in den Wochen und Monaten nach der schwersten nuklearen Havarie, als niemand Genaueres wusste. Sie erinnern an die hilflosen Versuche, Verstrahlung mit Alkohol zu dekontaminieren, und sie lassen teilhaben an der erst langsam wachsenden Erkenntnis, die geliebte Heimat, das eigene Fleckchen Erde, verlassen zu müssen und teilweise ohne jedes persönliche Erinnerungsstück an einem bis dahin unbekanntem Ort bei Null anfangen zu müssen. Sie handeln aber auch von Menschen, die sich entschieden haben, in ihren verstrahlten Dörfern zu bleiben. Es sind die eher kleinen Geschichten im Schatten einer großen Katastrophe, die stellvertretend zeigen, in welchem Ausmaß dieser Reaktorunfall den Alltag und das Leben weiter Bevölkerungskreise geprägt hat und immer noch prägt.

In der Nacht zum 26. April 1986 führte ein planmäßiger Sicherheitstest zur Explosion des 4. Reaktorblocks im Atomkraftwerk »Wladimir Iljitsch Lenin«. Der Unfall im ukrainischen Atomkraftwerk von Tschernobyl, nur wenige Kilometer von der weißrussischen Grenze entfernt, verseuchte mehr als 23 Prozent des Nachbarlandes radioaktiv. Zum Zeitpunkt der Katastrophe lebten dort über zwei Millionen Menschen. Das sind mehr als ein Fünftel der weißrussischen Bevölkerung. Auch in der Ukraine und im südlichen Russland wurden jeweils über zwei Millionen Betroffene gezählt. Noch heute leben in stark belasteten Gebieten der drei Länder mehr als 5,5 Millionen Menschen. Nach wie vor herrscht Uneinigkeit über die tatsächlichen gesundheitlichen, psychologischen und ökologischen Folgen des Unfalls (siehe auch die Zusammenfassung auf Seite 157).

Das Ausmaß der Katastrophe wurde in der damaligen Sowjetunion drei Jahre lang verschwiegen. Sicher ist, dass unzählige Menschen infolge der Strahlenbelastung erkrankt sind und immer noch erkranken. Davon berichten Frauen und Männer in dem vorliegenden Band. Sie alle stammen aus Weißrussland, dem nördlichen Nachbarn der Ukraine. Üblicherweise stehen die Bewohner dieses Lan-

des nicht im Zentrum des Interesses, wenn es um die verheerenden Folgen der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl geht. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich vielmehr weitgehend auf die Ukraine selbst. Dabei hat gerade Weißrussland besonders unter den Folgen der Verstrahlung zu leiden, denn die gefährlichen ersten radioaktiven Wolken sind nach Norden gezogen und über dem Nachbarland abgeregnet. Das hatte dramatische Folgen, bis heute. Noch immer sind Wälder und Wiesen zum Teil stark radioaktiv kontaminiert. Nach offiziellen Angaben des Gesundheitsministeriums aus dem Jahre 2002 sind nur zwanzig Prozent aller Kinder Weißrusslands gesund.

In den Wochen und Monaten nach der Katastrophe haben die sowjetischen Behörden durch massive Zensur zu verhindern versucht, dass Ausmaß und Folgen der Katastrophe bekannt werden. Wie viele Menschenleben allein diese Ignoranz der Behörden gekostet hat, ist unbekannt. Erst mit dem Zerfall der Sowjetunion und der Bildung unabhängiger Staaten eröffneten sich für zahlreiche Hilfsinitiativen aus dem westlichen Ausland nach und nach Wege und Formen des Engagements, die während des Kalten Krieges undenkbar waren. Neben all den düsteren Metaphern ist »Tschernobyl« somit auch Symbol einer über die Grenzen Europas hinausreichenden Solidaritätsbewegung, ein Symbol zivilgesellschaftlichen Engagements unzähliger kleinerer und größerer Gruppen. Engagierte aus vielen Ländern, die vorher oft nicht einmal wussten, dass die Belorussische Sozialistische Sowjetrepublik (BSSR) existierte, interessierten sich für das Schicksal der dort lebenden Menschen, wollten ihnen ihre Hilfe und Solidarität zuteil kommen lassen, um das erfahrene Leid zu lindern.

Eine dieser Initiativen ist der Verein »Heim-statt Tschernobyl«, der sich seit zwei Jahrzehnten mit einem Umsiedlungsprogramm in Weißrussland engagiert. Mehr als 1.500 Freiwillige haben in dieser Zeit ihre Sommerferien auf einer ungewöhnlichen Baustelle verbracht. In jeweils dreiwöchigen Workcamps haben sie Häuser

in Lehmbautechnik errichtet. Zwei neue Dörfer in sauberer, unbelasteter Luft sind inzwischen entstanden, und 50 Familien aus dem verstrahlten Süden haben dort ein neues Zuhause gefunden.

Im Sommer 2010 hatten die Studentinnen Swetlana Lukina und Gulnora Usmanova während einem dieser Workcamps in Stary Lepel die Gelegenheit, Umsiedler nach ihrer Geschichte und ihren Motiven für den Neuanfang in einem unbelasteten Gebiet zu befragen. Im Dorf Drushnaja, der ersten Baustelle des Vereins »Heim-statt Tschernobyl«, finden in jedem Jahr so genannten Ferien-Freizeiten für Mütter und Kinder aus der verstrahlten Region statt. Diese Mütter können oder wollen aus den verschiedensten Gründen nicht umziehen. Sie wurden von Claudia Spiller und Benjamin Beck befragt ebenso wie die ersten Umsiedler, die Anfang der neunziger Jahre ein neues Leben in Drushnaja begonnen haben. Diese ausführlichen Interviews sind Grundlage der vorliegenden Texte.

Ergänzt werden die Lebensgeschichten der Befragten durch einen kurzen Abriss der Aktivitäten von »Heim-statt Tschernobyl«. Auch für den Initiator und Leiter des Hilfsprojekts, Dietrich von Bodelschwingh, war die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl ein tiefer Einschnitt in seinem Leben. Zwar gehört der Einsatz für Menschen in Not für den evangelischen Pastor aus Westfalen gleichsam zur Familientradition. Aber das Schicksal der von Tschernobyl betroffenen Menschen hat sein Engagement für andere weit stärker als sonst herausgefordert. Dietrich von Bodelschwingh wollte sich nicht begnügen mit Hilfstransporten oder mit der jährlichen Einladung von Kindern zu Erholungsreisen in den reichen Westen. Er hatte die Vision, für Menschen im Land selbst etwas zu tun, und das mit ihnen gemeinsam. Dafür hat er in den letzten zwei Jahrzehnten seine ganze Kraft eingesetzt. Es begann mit dem Bau einfacher Lehmhäuser auf einer windigen Anhöhe. Krankenstationen, Produktionsstätten, je zwei Begegnungszentren, Kirchen und Windräder folgten. Grundgedanke für das Engagement von »Heim-statt Tschernobyl« ist nicht Hilfe zur, sondern Hilfe durch Selbsthilfe.

Die Motive der vielen Freiwilligen für das gemeinsame Bauen reichen von Abenteuerlust, ein noch immer völlig unbekanntes Land kennen zu lernen, über den Wunsch, praktische Hilfe zu leisten bis hin zum Willen, zur Versöhnung zwischen beiden Ländern beizutragen. Wie kaum ein anderes Land hat Weißrussland in beiden Weltkriegen unter deutschen Soldaten gelitten. Aber Kriege und Katastrophen sollen nicht das letzte Wort haben. Und so werden sich auch weiterhin Menschen aufmachen, um buchstäblich an einer gemeinsamen Zukunft der ehemals verfeindeten Völker zu bauen. Einer der vielen älteren Freiwilligen hat es auf den Punkt gebracht: »Unsere Väter haben hier Häuser zerstört, wir bauen Häuser auf.«

Wir danken den Bewohnern von Drushnaja, Sary Lepel und den Frauen der Sommerfreizeit 2010 in Drushnaja für ihre Bereitschaft, sich noch einmal schmerzlichen Erinnerungen zu stellen. Möglich wurde die Dokumentation durch eine Förderung der Mercator Stiftung in Essen.

Berlin im März 2011

Melanie Arndt, Margarethe Steinhausen

Wir mussten völlig neu anfangen

» Wir haben sofort am 26. April von dem Reaktorunfall erfahren. Das wurde uns erzählt, aber wir wussten nicht, wie ernst das ist. Wir dachten, es ist eben ein Unfall in einem Werk 36 km von uns entfernt. Wir hatten keine Ahnung, was das eigentlich für uns in Bragin



Walentina Satschok

bedeutete. Offiziell wurde ja gar nichts bekannt gemacht. Wir wussten nur, was die Leute sich erzählten, dass es einen riesigen Feuerschein gäbe, einen großen Brand. Das hatte jemand gesehen. Wenige Tage später haben wir wie in jedem Jahr an den Maiparaden teilgenommen. Niemand hatte uns gewarnt. Aber man hätte uns sofort

warnen müssen, wir hätten sofort weggebracht werden müssen, damit sich keine Strahlung in unserem Körper anreichern konnte. Erst als es hieß, dass alle Kinder in unbelastetes Gebiet gebracht werden müssten, haben wir gehaut, dass der Unfall gefährliche Folgen hat. Das war am 10. Mai, unmittelbar nach den Feiertagen. Die Schulen und das Gebietskomitee haben die Verschickung der Kinder organisiert. Kinder, die erst drei Jahre alt oder jünger waren, wurden von ihren Müttern begleitet, die älteren wurden allein »zur Kur« verschickt. So nannte man die Evakuierung der Kinder. Meine Töchter aus erster Ehe waren zehn und fünf Jahre alt. Wohin sie gebracht wurden, wusste ich am Anfang überhaupt nicht. Hinterher erfuhren wir, dass alle Kinder in Minsk oder in der Umgebung der Stadt untergebracht wurden. Die Kinder blieben dort die drei Monate im Sommer über. Im August wurden alle Kinder zurück nach Bragin gebracht.

In der 30-Kilometerzone um den Reaktor haben sie alle Leute sofort umgesiedelt, sämtliche Dörfer wurden vollständig evakuiert. Auch aus unserem Gebiet sollten die Leute in der folgenden Zeit nach und nach umgesiedelt werden. Aber die Wohnungen mussten erst neu gebaut werden. Die wurden in aller Eile hochgezogen. Wir wollten aber nicht warten, bis wir endlich an der Reihe waren, wir wollten sofort weg. Wir hatten einfach Angst, vor allem wegen der Kinder. In unserem Dorf waren viele Soldaten im Einsatz. Sie versiegelten die Trinkwasserbrunnen, schrubbten die Dächer und trugen die Erde nahe der Häuser ab. Da wussten wir, wie gefährlich es war zu bleiben. Wir haben überlegt, nach Russland zu gehen, in den Altai, das ist weit weg in Sibirien. Am Anfang wollte ich das. Viele aus unserem Ort sind dorthin. Dann haben wir es uns anders überlegt, Weißrussland ist doch unsere Heimat.

Bis wir eine Wohnung hatten, sind vier Monate vergangen. In dieser Zeit hat sich die Strahlung in uns angesammelt. Jetzt tun die Gelenke weh, der Rücken, alles tut mir weh. Aber wir wussten einfach nicht wohin. Wir haben alle Stellen abtelefoniert, wo sie uns irgendeine Wohnung geben könnten, egal was für eine. Im Witebsker Gebiet ha-

ben sie uns schließlich zugesagt, ein kleines Zimmer hätten sie. Aber meine Arbeitsstelle wollte mich erst nicht gehen lassen. Und meinen Mann auch nicht. Ihm haben sie gesagt, wenn er die Arbeitsstelle verlässt, müsste das dem Wehrkomitee gemeldet werden. Er war ja wehrdienstpflichtig. Wie hätte ich ohne meinen Mann wegziehen können? Wir hatten uns gerade erst kennengelernt, als der Reaktor explodierte, wir wollten gerade eine neue Familie gründen. Männer durften damals nicht einfach wegziehen. Sie hätten ihn jederzeit zum Einsatz beim Atomkraftwerk rufen können. Und er hatte Angst, sich einfach abzumelden. Das war wirklich nicht einfach damals, das hat unsere Seele schwer belastet. Auch die Vorstellung, unser Haus aufzugeben, alles was einem lieb geworden war, zurückzulassen, hat uns bedrückt. Mich hat schließlich eine Freundin angerufen. Die war schon früh in das Witebsker Gebiet umgesiedelt worden. Sie hatte einen Platz in einem Wohnheim bekommen und sie meinte: »Hier gibt es noch einen Platz für Euch, kommt doch her«. Das war ein Zimmer für meine zwei Töchter, meinen Mann und mich. In den anderen beiden Zimmern wohnte auch jeweils eine Familie. Dafür haben wir unser Haus in Bragin dem Staat überlassen. Der hat es wie so viele andere Häuser dem Erdboden gleich gemacht, wenn erhöhte Radioaktivität festgestellt worden war. Als Entschädigung sollten wir eine Wohnung bekommen. Aber es gab ja noch die Sowjetunion, da gab es keine Wohnungen, private erst recht nicht. Eine Möglichkeit war, sich bei seinen Verwandten polizeilich zu melden. Der eine hatte eine Schwester in Minsk, der andere eine Cousine in Moskau. Oder man ließ sich auf die Warteliste setzen.

Nach der Explosion in Tschernobyl gab es für die Umsiedler aus Bragin auch eine Warteliste. Wenn wir uns an die gehalten hätten, wären wir bis 1993 dort geblieben. Sieben Jahre nach dem Unglück wurden die Leute aus Bragin erst umgesiedelt. Das ging ja der Reihe nach auf dem Gebietskomitee. Aber sieben Jahre warten? Das ist eine lange Zeit. Heute weiß ich, dass es richtig war, dass wir gleich gefahren sind und die Kinder mitgenommen haben. Meine Mutter ist dort gestorben, mit 53 Jahren an Magenkrebs. Sie hat die Explosi-

on in Tschernobyl nur um drei Jahre überlebt. Meine Großmutter ist auch dort gestorben, mit 61 Jahren, mein Vater mit 46. Alle sind sie an Magenkrebs gestorben. Meine ganze Familie ist dort geblieben. Ich habe meine Mutter bekniert, mit uns zu kommen. Man durfte ja das Wasser aus dem Brunnen nicht mehr trinken, keine Zwiebeln, Tomaten oder Gurken aus dem Garten mehr essen, man durfte nicht in den Wald gehen und Beeren oder Pilze sammeln. Aber meine Mutter meinte, man sieht sie ja nicht, diese Strahlung, riechen tut man auch nichts. Die älteren Leute haben die Gefahr nicht richtig eingeschätzt. Ihnen waren ihre Häuser wichtiger. Sie wollten auf keinen Fall ihre Häuser verlassen, das hätte ihnen das Herz gebrochen. Aber ich denke oft: »Wenn meine Mutter mitgekommen wäre, würde sie vielleicht noch leben.« Schwer war das damals. Mir tut es in der Seele weh, wenn ich daran denke. Unser Haus zu verlassen, meine Mutter. Ich habe so viel geweint. Wenn ich daran denke, muss ich wieder weinen. Viele meiner Klassenkameraden sind dort gestorben. Ich wäre wahrscheinlich auch schon tot, wer weiß das schon. Dreiðig Jahre habe ich dort verbracht. Dann musste ich alles zurücklassen und wegfahren. Als wir wegfuhren, war ich schwanger. Mein Sohn ist also schon im Gebiet Witebsk geboren. Und wir haben alle zusammen in einem winzigen Zimmer gelebt, etwa acht Quadratmeter groß. Mitnehmen durften wir gar nichts, kein Möbelstück, keine Kleidung zum Wechseln, keine Fotoalben, nichts. Es gab eine Absperrung mit einem Kontrollpunkt, wo wir untersucht wurden. War die Kleidung verstrahlt, musste man sie zurücklassen. Sie haben uns neue Kleidung gegeben. Wir mussten völlig neu anfangen, alles mussten wir neu kaufen. Ach, das war schwer.

In den ersten Monaten sind etwa die Hälfte der ungefähr 1500 Einwohner aus Bragin weggezogen. Aber Bragin ist heute nicht verlassen. Aus Tschetschenien kamen 1993 die Kriegsflüchtlinge dorthin. Zuhause hatten sie Krieg, bei uns die Strahlung. Die Leute dachten, lieber mit Strahlung leben, als im Krieg. Sie hatten erlebt, wie furchtbar der Krieg ist. Viele Flüchtlinge leben heute noch in Bragin, und dazu die Rückkehrer. Das sind Bewohner aus Bragin, die weg-

gezogen waren, aber nur feuchte und kalte Unterkünfte bekommen hatten und deshalb zurückgekehrt sind. Das waren vor allem ältere Leute, ihnen ist es egal, wo sie ihre letzten Jahre verbringen.

Wir haben selbst überlegt, zurückzugehen, als wir im Gebiet Witebsk wohnten. Wenn wir nicht die Anzeige von »Heim-statt Tschernobyl« gelesen hätten, hätten wir das wohl auch gemacht. Acht Jahre lang hatten wir schon in einer kleinen, kalten und feuchten Wohnung verbracht. Die Kinder waren sehr oft krank. Das Klima bekam meinem Sohn nicht. Er war sehr magenkrank. Ich habe ja auch einen kranken Magen, mein Mann auch. Mit sechs Jahren hatte mein Sohn ein Magengeschwür, so klein und ein Magengeschwür. Eine Arbeitskollegin hat mir eine Zeitung hingehalten mit einer Anzeige von »Heim-statt Tschernobyl«. Wir haben uns sehr schnell entschieden. Ich bin so ein Mensch, ich riskiere häufig was. Wenn es sein muss, muss es eben sein. Ich habe meinen Mann genommen und bin nach Drushnaja gefahren. Als wir ankamen, stand erst ein einziges Haus, da wohnen die Strelskis. Das war das erste Haus. Und drumherum war nichts. Leere. Sie haben mich gefragt, ob ich bereit sei, ein Haus fertig zu bauen. Ich sagte: »Ja, das bin ich«. Wir haben alle Unterlagen ausgefüllt, und dann haben sie uns angenommen. Mit der ganzen Familie, wir hatten ja schon drei Kinder. Wir durften bauen. Die Umgebung von Drushnaja hat uns sehr gut gefallen. So ein schöner See, ein malerischer Ort, saubere Luft.

Einen Sommer lang haben wir selbst unser Haus gebaut. Gemeinsam mit Deutschen und anderen Weißrussen. Das war interessant und lustig obendrein. Wenn ein Haus fast fertig war, haben wir ein großes Fest gefeiert. Richtfest nennen die Deutschen das. Alle zusammen haben wir gefeiert, das war wirklich spannend. Ein ganzes Dorf wurde so gebaut. Und so viele Menschen wohnen hier, alle in einem neuen Dorf. Das ist einfach toll.

Aber die ersten Jahre waren sehr schwer. Die Kinder waren noch jung, mein Sohn ging noch in die Schule. Und am Haus mussten

wir viel selbst machen. Beim Erdgeschoss wurde uns von den deutschen freiwilligen Helfern geholfen. Aber das erste Stockwerk mussten wir ganz allein ausbauen. Die Böden mussten wir einziehen; die Decken, die Treppe gab es noch nicht. Den Lehm haben wir festgetreten zu zweit. Ich habe mich gequält, habe geweint: Ich kann nicht mehr. Mein Mann hat mir immer Mut zugesprochen. Ich habe tagsüber im Krankenhaus gearbeitet. Mein Mann hat auch gearbeitet. Und nach der Arbeit haben wir an unserem Haus weitergebaut, an den Wochenenden und am Abend. Ich bin ausgebildete Agronomin. Aber auf dem Land gibt es nicht so viele Arbeitsplätze. So habe ich eben die Stelle einer Krankenpflegerin angenommen, ich musste ja Geld verdienen. Zehn Jahre habe ich im Krankenhaus gearbeitet. Obwohl wir beide Arbeit hatten, war es schwer, über die Runden zu kommen. Die Löhne sind einfach zu niedrig. Wir mussten Holz für die Heizung kaufen, dazu die teuren Briketts, denn die Winter sind hart in Drushnaja. Das Geld reichte uns vorne und hinten nicht. Dafür konnte man endlich wieder unbesorgt Gemüse aus dem Garten essen, in den Wald gehen, Pilze und Beeren sammeln. Man muss keine Angst haben, auch das Wasser aus dem Brunnen kann man trinken. Ich bereue nichts.

Gut 16 Jahre leben wir jetzt schon hier. Alles ist gut. Die Kinder sind hier groß geworden und inzwischen erwachsen. Beide Töchter haben geheiratet, auch unser Sohn wird bald heiraten. Unser großes Haus wirkte plötzlich so leer. Drei große Zimmer im ersten Stock waren unbenutzt. Da haben wir uns entschlossen, Pflegekinder aufzunehmen. Ich brauche einfach eine Aufgabe. Seit fünf Jahren helfe ich bei den Ferienfreizeiten in Drushnaja, die der Verein »Heim-statt Tschernobyl« jedes Jahr für Mütter mit Kindern aus der verstrahlten Zone veranstaltet. Ich habe so einen Charakter - wenn ich gebraucht werde, dann lebe ich.

Die alten Dörfer in meiner Heimat im Süden sind gesperrt, nur die Friedhöfe gibt es noch. Einmal im Jahr ist es erlaubt, mit einem Passierschein die Gräber der Verwandten zu besuchen. Auch mein

Mann und ich fahren jährlich nach Hause, um für die Toten zu beten. Das Grab meines Bruders ist auch dort. Obwohl ich immer Angst verspüre, wenn ich in die verstrahlte Zone fahre, reise ich immer an Radoniza – das ist unser Feiertag, an dem wir der Toten gedenken. Wer irgend kann, der fährt nach Hause, um am Grab zu sitzen, ein bemaltes Ei oder Blumen hin zu legen. Aber wenn wir zurückkommen nach Drushnaja, dann putze ich alle unsere Sachen ab. Man bekommt wieder eine Dosis Strahlung ab. Und der Schrecken von damals wird wieder lebendig, alles kommt wieder hoch. Dazu das Heimweh. Wo man geboren wird, ist es meistens am schönsten. Die Erde dort war so fruchtbar, alles wuchs gut, man brauchte nicht einmal ein Gewächshaus. In Drushnaja haben wir so viele Steine aus dem Garten gesammelt. Aber die Luft ist sauber, und wir können uns sorglos im Garten und den Wäldern erholen. Hier ist es herrlich, hier fühlen wir uns gut. Ich war Gott sei Dank noch keinmal wegen meines Magens im Krankenhaus. Auch bei meinem Mann ist alles in Ordnung. Für die Zukunft wünsche ich mir, dass die Kinder gesund bleiben. Wir wissen ja nicht, welcher Dosis wir ausgesetzt waren. Uns hat keiner die Wahrheit gesagt. Jedes Jahr untersucht uns eine Kommission, aber uns wird kein Ergebnis mitgeteilt. Wenn irgend etwas weh tut, wissen wir nicht, woher das kommt. Es heißt immer nur, wir sind alle gesund. Jedes Jahr werden wir untersucht und analysiert, aber immer heißt es, alles ist gut. Wenn wir über Schmerzen klagen, wird das auf unser Alter geschoben. Aber wer weiß schon, weshalb die Knochen weh tun, vielleicht hat sich dort Strontium oder Caesium angesammelt? Wir leben mit dieser Unsicherheit. Was uns zusätzlich Sorgen macht, ist die Tatsache, dass in Weißrussland das erste Atomkraftwerk gebaut werden soll. Unser Präsident sagt, es müsse sein, denn wir benötigten Strom. Das mag richtig sein. Aber ich bete zu Gott, dass alles gut geht und dass sich die Katastrophe nicht wiederholt. Davor habe ich ständig Angst. Das Atomkraftwerk soll nicht weit von hier gebaut werden. Wozu sind wir dann umgesiedelt, wenn ganz in der Nähe wieder so eine Gefahr entsteht?!

Die Behörden haben nur gelogen

Nikolai:

» Ich habe Geographie studiert und kannte das Atomkraftwerk Tschernobyl schon vor der Katastrophe. Als ich noch zur Berufsschule ging, bot man mir an, dort als Einrichter für die Mess- und Kontrollgeräte zu arbeiten. Das war ein Jahr vor dem Unfall. Ich hätte sofort eine Wohnung und ein sehr hohes Gehalt bekommen. Nach einigem Überlegen habe ich aus Sorge um meine Gesundheit abgesagt. Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich das Angebot vielleicht angenommen. Aber ich wollte meine Familie nicht der Gefahr aussetzen. Gott sei Dank habe ich mich damals richtig entschieden. Ich bin Lehrer und lebte 1986 in einem kleinen Dorf im Gebiet Gomel. Unser erster Sohn Ruslan war gerade zehn Monate alt, als das Unglück passierte. Wir hatten nur Gerüchte über einen Unfall gehört. Es war noch die Zeit der Sowjetunion, da gab es keine unzensurierten Informationen. Es hieß, die Situation werde sich normalisieren. Von Vorsichtsmaßnahmen, die wir zu beachten hätten, war selbst zwei Wochen nach der Explosion nichts zu hören.

Olga:

» Unser Sohn Ruslan war ein kräftiges, gesundes Kind. Er war in den ersten zehn Lebensmonaten kein einziges Mal krank. Doch dann, im Juni, zwei Monate nach dem Reaktorunfall ist er schwer erkrankt. Ich erinnere mich noch genau, wie wir zusammen auf der Bank vor dem Krankenhaus gesessen haben und weinten. Die



Olga Lipskaja und Nikolai Lipski

Kinder wurden von ihren Eltern getrennt. Ruslan war gerade elf Monate alt, und wir durften nicht bei ihm bleiben. Im Krankenhaus lief es immer nach demselben Schema ab: Die Eltern mussten sich in irgendeinem Kellerraum des Krankenhauses versammeln. Dann wurden die Nachnamen ausgerufen und gesagt, dem Jungen So-und-so geht es heute so, und dem Mädchen So-und-So geht es so. Wir gingen dort jeden Tag hin, drei Wochen lang. Dann habe ich es nicht mehr ausgehalten, das Mutterherz setzte sich durch. Ohne Erlaubnis habe ich die Absperrung durchbrochen und bin in die Kinderabteilung gegangen. Nach einigem Suchen habe ich das Zimmer gefunden, in dem Ruslan ganz still in seinem Bettchen lag. Bevor er ins Krankenhaus kam, konnte er schon laufen. Aber nun wirkte er völlig apathisch, ich konnte ihn kaum wieder erkennen. Ruslan war abgemagert, der Kopf steckte in einem grünen Verband. Dem behandelnden Arzt habe ich gesagt, dass er mir mein Kind geben solle, ich wolle es mit nach Hause nehmen. Daraufhin ver-

langte der Arzt eine Unterschrift von mir. Ich musste bestätigen, dass unser Kind nicht geheilt sei und wir es auf eigene Verantwortung mitnehmen. Ich habe Ruslan auf den Arm genommen. Er hat mich nicht erkannt. Aber seinen Vater hat er erkannt. Es ging ihm deutlich schlechter als zu dem Zeitpunkt, als wir ihn im Krankenhaus abgeliefert hatten. Er war spindeldürr, der Po wie versteinert von den vielen Spritzen. Wieder zuhause angekommen, haben wir gemeinsam mit meiner Schwiegermutter versucht, ihn mit Naturheilmitteln zu kurieren. Nach einiger Zeit ging der Husten zurück, die Verhärtungen von den vielen Einstichen lösten sich auf. Ruslan begann wieder zu laufen. Offensichtlich hatte er die ganze Zeit im Krankenhaus liegen müssen und war so in der Bewegung eingeschränkt worden. Seit dem Moment, als er wieder auf seinen Füßen stand, glaube ich an die Wirkung von Naturheilkunde.

Nikolai:

»» Ruslans Erkrankung hat sich auf sein Herz ausgewirkt. Bis heute hat er Herzprobleme, auch wenn er ansonsten gesund ist. Ich habe viel mit ihm trainiert, ihn immer ermuntert, Sport zu treiben. Mit Erfolg. Seine Preise hängen bei uns an der Wand. Er wollte Sportler werden, Skirennen laufen. Er hatte auch Freude an Leichtathletik und Fußball. Er wollte sogar Sport studieren, aber wegen seiner Herzprobleme wurde er am Institut für Sportwissenschaften nicht angenommen. So hat er Pädagogik studiert. Auch die beruflichen Träume unseres jüngeren Sohnes Artur haben sich wegen einer Erkrankung nicht erfüllt. Er hatte Perthes – eine orthopädische Kinderkrankheit. Er wollte Schauspiel studieren und galt auch als talentiert. Aber mit seiner Krankheit waren die Chancen für das Studium schlecht.

Olga:

» Das war ein Schlag für beide. Dass sie nicht studieren konnten, was sie wollten. Wir nennen es »das Echo von Tschernobyl«.

Nikolai:

» In den ersten drei Jahren nach dem Unfall gab es nur wenige Maßnahmen zu unserem Schutz. Bis zum Jahre 1989 wurde der Unfall kaum thematisiert. Es sei alles nicht so schlimm, hieß es, auch wenn die Kinder für einige Monate verschickt wurden. Erst im Jahre 1989 änderte sich etwas. Damals begann die neu entstehende Opposition im Lande Fragen zu stellen. Auch im Ausland und bei der UNO wurden das Ausmaß der Verstrahlung und die nötigen Schutzmaßnahmen thematisiert. Es war die Zeit der Perestroika, die Sowjetunion zerfiel, und Weißrussland wurde ein unabhängiger Staat. Es war die Zeit, in der zum ersten Mal etwas von der Wahrheit über Tschernobyl durchsickerte. Und das hatte unmittelbare Folgen. Die von Tschernobyl betroffenen Regionen wurden in drei Zonen eingeteilt. Die erste Zone ist das Gebiet dreißig Kilometer um den Reaktor herum. Aus dieser Zone wurden alle Bewohner evakuiert, niemand durfte dort wohnen bleiben. In der angrenzenden Zone wurden die Menschen »vorrangig« umgesiedelt, es herrschte aber kein Zwang. Während der Sommerferien wurden in dieser Zone die Kinder in unverstrahlte Regionen gebracht. In der dritten Zone galt die »nachfolgende oder freiwillige« Umsiedlung. Hier lebten wir damals. Das bedeutete, wir durften wegziehen, wenn wir es wollten. Wer ein Haus besaß und das zurückließ, bekam vom Staat eine Entschädigung. Wir hatten kein Haus, wir waren eine junge Familie. Wir bekamen eine kleine Unterstützung für den Umzug in einen anderen Ort.

Das alles geschah aber erst drei Jahre nach dem Unglück unter dem Druck der Öffentlichkeit. Damals kamen Spezialisten für Atomenergie aus Japan ins Land.

In einer Pressekonferenz traten sie gemeinsam mit sowjetischen Fachleuten auf. Für uns war damals völlig neu, dass im Fernsehen überhaupt verschiedene Standpunkte vertreten wurden. Während die sowjetischen Spezialisten optimistische Prognosen abgaben, klangen die Aussagen der Experten aus dem Ausland besorgniserregend. Danach wurden von der Regierung die ersten Verhaltensmaßnahmen veröffentlicht. Öffentliche Kontrollpunkte zur Strahlenmessung wurden eingerichtet. Die radioaktive Belastung wurde zwar gemessen, aber wir hatten das Gefühl, noch immer keine zuverlässigen Informationen zu bekommen. Im Gegenteil. Es gab auch das Gefühl, von den Behörden angelogen zu werden. Nach offiziellen Empfehlungen sollte man nur Milch trinken, die in Geschäften zu kaufen war, weil diese Milch geprüft und für unbedenklich erklärt worden sei. Die Milch von den eigenen Kühen sollte man vernichten, weil sie belastet sei. Das wollten viele nicht so hinnehmen und haben deshalb die Zuverlässigkeit der offiziellen Messungen mit einem einfachen Trick überprüft. Sie füllten Milch von ihren eigenen Kühen in Flaschen aus dem Lebensmittelgeschäft, gaben dann die gekaufte Milch als die der eigenen Kühe aus. Dann ließen sie beides messen. Ihnen wurde gesagt, dass sie die Milch in den Flaschen, die ja die umgefüllte Milch von den eigenen Kühen war, trinken könnten, die andere, die ja die gekaufte, also angeblich unverstrahlte Milch war, aber nicht. Ein simpler Trick, der den Betrug ans Licht brachte.

Olga:

» Damals begannen auch erst die regelmäßigen medizinischen Kontrollen. Auch meine Schilddrüse wurde untersucht. Ich erinnere mich noch, wie die Ärzte stillschweigend etwas notierten. Gesagt wurde mir nichts. Ich konnte nur an den Blicken ablesen, dass etwas nicht in Ordnung war. Wenn ich damals etwas mehr durchgeblickt hätte, dann wäre ich vielleicht um eine Operation herumgekommen. Inzwischen ist der größte Teil meiner Schilddrüse entfernt worden.

Nikolai:

» Auch die Schulkinder wurden seit der Zeit regelmäßig von Ärzten aus der Gebietshauptstadt Gomel oder aus Mosyr untersucht. Sie notierten die Ergebnisse, sagten aber zu den Eltern kein Sterbenswort. Einmal habe ich eine Kinderärztin gefragt, wie ernsthaft die Kinder eigentlich durch die Strahlung belastet seien. Die Kinderärztin meinte, es gäbe kein einziges gesundes Kind an der Schule. Bei allen würde der Zustand von der Norm abweichen. Und sie ergänzte noch, dass sie es mir ja sagen könne: Kinder könnten in diesem Gebiet nicht gesund aufwachsen. Als ich sie fragte, warum sie das nicht auch den Eltern mitteile, meinte sie nur resigniert: Dann hätte ich morgen keine Arbeit mehr. Nach diesem Gespräch haben wir uns endgültig entschieden, in ein unverstrahltes Gebiet zu ziehen.

Olga:

» Eigentlich wollten wir schon länger weg, aber ich studierte noch an der Universität. Nikolai studierte auch noch. Ich in Mosyr und er in Minsk. Das hat uns gehindert, zügig etwas zu unternehmen. Außerdem wussten wir lange nicht, wohin wir gehen sollten. Einfach so ins Unbekannte zieht man nicht um. Das ist kein Blinden-Kuh-Spiel.

Nikolai:

» Zuerst sind wir in ein Dorf gezogen, in dem uns der Vorsitzende der Kolchose eine Wohnung zur Verfügung gestellt hatte. Aber die Wohnverhältnisse waren schlimm. Wir sind bis 1994 dort geblieben. Zu der Zeit habe ich von dem Dorf Drushnaja gehört, wo Deutsche und Weißrussen gemeinsam Häuser für Umsiedler bauten. Ich habe mich beworben und wurde angenommen. Vier Jahre

lang habe ich in Drushnaja gebaut, dann erst sind wir umgezogen. Unsere Freunde haben das damals nicht verstanden. Sie haben den beruhigenden Berichten im Fernsehen geglaubt, dass alles nicht so schlimm sei. Sie sahen, dass viele in der Heimat blieben, trotz Verstrahlung. Viele hatten auch Angst, an einem neuen Ort keine Arbeit zu finden. Eine berechtigte Sorge. Auch für meine Eltern war unser Umzug eine kleine Tragödie, sie wollten sich nicht von den geliebten Enkeln trennen. Ich bin ihr einziger Sohn, unsere Kinder die einzigen zwei Enkel. Sie versuchten, uns zum Bleiben zu überreden mit dem Argument, dass die Strahlung so schlimm nicht sein könne. Der Abschied war tränenreich, und wir haben selber auch heute noch Heimweh. Wie viel einfacher wäre alles am gewohnten Ort mit der Unterstützung von Familie und Freunden gewesen. Sehr viel einfacher.

Olga:

» Die Leute wollen über die Gefahren der Radioaktivität nicht nachdenken. Sie verstehen nur, dass sie nirgendwohin können und dass sie mit dem ständigen Denken an die Strahlung nicht leben können. Deshalb verdrängen sie ihre Ängste. Obwohl die Kinder so häufig krank sind, obwohl so viele Menschen sehr jung an Krebs sterben. Mit dreißig, fünfunddreißig oder vierzig Jahren. Wenn wieder jemand früh gestorben ist, gibt es ein kurzes Erschrecken, eine Erinnerung an die gefährliche Strahlung. Aber dann wird wieder alles vergessen. Der Alltag hat sie wieder. Die Arbeit, die Familiensorgen. Und so geht das Leben weiter. Viele denken, dass sie nicht betroffen sind und vielleicht verschont bleiben.

Nikolai:

» Die Krankheiten, an denen die Menschen leiden, werden nicht mehr mit der Strahlung in Verbindung gebracht. Es ist ja schon

so viel Zeit seit Tschernobyl vergangen. Eine wichtige Rolle im Zusammenhang mit den Folgen von Tschernobyl spielt die Propaganda. Schon als es passierte, wurde durch die damals übliche Zensur alles geheim gehalten. Dann gab es eine kurze Phase der Hoffnung, des Aufbruchs. Das war die Zeit, als Gorbatschow an der Macht war und wir ein unabhängiger Staat wurden. Wir hatten das Gefühl, dass endlich die ganze Wahrheit ans Licht kommt. Aber diese Aufbruchstimmung, diese Hoffnung auf eine demokratische Ordnung, endete schon 1994, als Lukaschenko an die Macht kam. Mit ihm kehrten auch die alten Propagandamechanismen zurück. Die demokratische Phase war viel zu kurz, die Menschen konnten nicht erleben, warum Demokratie besser ist als unser Kommando-Verwaltungs-System. So glauben die Menschen heute wieder alles, was ihnen von der Regierung erzählt wird. Dass Tschernobyl nicht mehr gefährlich sei, dass die Folgen des Unglücks überwunden seien, dass mit jedem Jahr die verstrahlten Gebiete kleiner würden. Aber wer zur Kenntnis genommen hat, dass die Halbwertszeit einiger Elemente mehrere tausend Jahre beträgt und es deshalb so schnell überhaupt keine Verbesserung geben kann, der weiß, dass er belogen wird. Einige radioaktive Elemente zerfallen und dabei entstehen neue Elemente. Darunter sind auch sehr gefährliche wie Americium und Plutonium. Aber das will niemand hören, denn die offizielle Informationspolitik ist in ihrer Wirkung stärker. Viele Bürger sind träge und passiv. Sie fügen sich. Das ist der Grund, warum jetzt entschieden worden ist, in Weißrussland das erste Atomkraftwerk zu bauen. Also in dem Land, das auf der ganzen Welt am meisten unter einem Atomunfall gelitten hat. Es ist klar, dass die Befürworter der Atomenergie auch im Ausland etwas davon haben, zum Beispiel die Internationale Atomenergie-Organisation. Für sie ist dieser Neubau doch wie eine Bestätigung, dass Atomkraftwerke ungefährlich sind. Wenn sogar Weißrussland, das so wegen des Tschernobyl-Unfalls gelitten hat, ein neues Atomkraftwerk baut. Aber es gibt noch Hoffnung. Mit dem Bau wurde noch nicht begonnen. Bisher steht nur der Bauplatz fest. Wir hoffen, dass der Bau noch gestoppt wird. Es sind eben auch in Weißrussland

nicht alle mit dem Bau eines Atomkraftwerks einverstanden, es gibt sogar viele, die ausdrücklich dagegen sind. Aber die Opposition ist schwach, und sie wird drangsaliert. Fest steht: Bis heute gibt es keine Technologie, durch die man den atomaren Abfall sicher lagern könnte.

Wenn es überhaupt einen positiven Effekt des Reaktorunglücks gibt, dann ist es die Verbesserung unserer Beziehung zu den Deutschen. Das gilt nicht nur für Tschernobyl-Betroffene, sondern manchmal auch für deren Eltern. Meine Mutter zum Beispiel hatte wie viele ältere Weißrussen sehr unter den Nationalsozialisten zu leiden. Sie war noch klein, als sie mit ihren Eltern und ihren Schwestern zur Zwangsarbeit nach Deutschland gebracht wurde. Nach der Katastrophe von Tschernobyl haben deutsche Organisationen humanitäre Hilfe in unsere Region gebracht. Bei einem Treffen haben sie erfahren, dass meine Mutter während der Nazizeit in Deutschland war. Sie haben sie und ihre Zwillingsschwester und noch einige andere Frauen aus dem Dorf eingeladen, nach Deutschland zu kommen. Diese Frauen reisten nach Wuppertal, wo sie schon als Kinder gewesen waren. Meine Mutter fand die Reise sehr interessant. Sie war nie wieder im Ausland gewesen und hätte sich als Rentnerin so eine weite und teure Reise niemals leisten können. Das war etwas Besonderes für sie, auch wenn während der Reise unangenehme Momente ihrer Kindheit wieder ins Bewusstsein kamen. Aber insgesamt hat sie positive Eindrücke mitgebracht. »Die Geschichte ist Geschichte«, sage ich immer, »das Positive überwiegt doch«. Diese versöhnliche Haltung liegt auch darin begründet, dass die Deutschen selbst den Kontakt zu unserer Elterngeneration gesucht haben. Und dass es auch ältere Menschen waren, die den ersten Schritt gemacht haben. Das hat geholfen, die Beziehungen zu glätten. Es waren ja auch gläubige Deutsche, die wissen, wie wichtig Versöhnung und Vergebung für das Weiterleben sind.

Wir waren anfangs eher unsicher, was von den »Ausländern« zu erwarten war. Aber jetzt werden die Deutschen hier aufgenommen,

als wenn es unsere Leute wären. Wenn wir uns unterhalten, reden wir völlig offen miteinander. Sie kommen ja immer wieder, viele sind jedes Jahr hier. Sie besuchen uns, trinken Tee mit uns oder sie beziehen Quartier bei uns. Manchmal fühlen wir uns in Drushnaja wie eine große Familie. Wir kennen uns inzwischen gut, manche sind richtig miteinander befreundet. Das Unglück hat Weißrussen und Deutsche ganz konkret in unserem Dorf einander nähergebracht, uns w w verbunden. Leider musste erst dieses schreckliche Unglück passieren, damit solche Freundschaften entstehen konnten.